

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 21.

Posen, den 25. Januar 1929.

3. Jahrg.

Copyright 1928 by L. Staackmann Verlag. — Dr. Präger Pressedienst  
Leipzig-Wien.

## Zwei Salzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ja, eine Ausrud' und ein Rudelbrett müssen in jedem Haus sein,“ lachte Donner, als Justus sagte, daß er wegen des Brunnens, den er graben wollte, seinen Grund untersuchen müsse.

Aber er schien noch etwas auf dem Herzen zu haben, denn er blieb unschlüssig bei Justus stehen und sah ihn nachdenklich an: „Sag' einmal, Justus,“ fragte er plötzlich, „du hast doch wohl deinen Grund nicht mehr so recht im Gedächtnis, es ist ja schon ein hübsches Ende Jahre her, seit sie dir beim Umgang die Hosen gegerbt haben. Und in der langen Zeit, die du weg warst, kann dir ja auch eins und das andere entfallen sein.“

Gewiß, das wäre ja möglich, gab Justus zu, aber er wisse nicht, worauf Donner hinaus wolle, und es wäre ihm lieb, wenn er von der Leber weg spräche. Noch immer aber zögerte Donner, und es schien wirklich nicht so ganz einfach zu sein, was er Justus mitzuteilen hatte. Er wolle sich nicht gern den Mund verbrennen, sagte er schließlich, und ein Irrtum sei immerhin möglich, aber es sei ihm so, als hätte das Weißdorngesträuch früher die Grenze zwischen des Justus Schmalzäckern und Knollmeyers Wiese gebildet, jetzt aber stehe es ein paar Ellen weit drinnen in Knollmeyers Grund. Er habe schon im vorigen Jahr erwartet, daß Justus vielleicht beim Umgang seine Verwunderung darüber aussprechen werde. Da er aber auch heuer nichts dergleichen getan habe, so halte er es für nachbarliche Pflicht, ihn darauf aufmerksam zu machen.

Der Zauberer war Justus' Anrainer auf der anderen Seite der Schmalzäcker, und so war nicht von der Hand zu weisen, daß etwas an dem sein mochte, was er sagte. Aber Justus schien ihm dennoch keine sonderliche Bedeutung beizulegen, denn er entgegnete nach einigem Nachdenken ganz gelassen, er könne sich freilich nicht entsinnen, wie es sich mit den Grenzen verhalten habe, aber es sei doch nicht wohl anzunehmen, daß etwas daran verschoben worden sei; sein Nachbar sei ja nicht irgendein beliebiger Fremder, sondern der eigene Schwager.

Der Justus könne ja den Rudolf fragen, sagte Donner einigermaßen beleidigt, der werde ja wohl vielleicht Bescheid geben können.

Der Rudolf, ach der Rudolf, auf den sei gar kein Verlaß mehr, der komme fast gar nicht mehr aus dem Rausch heraus und habe etwas Tückisches in seinem Wesen, der wäre wohl kaum der Rechte für eine Auskunft in einer so heißen Sache. Und weil die Sache eben so heikel sei und jeder Verdacht eine Beschimpfung für den Knollmeyer, so bitte er Donner, darüber zu keinem anderen Menschen ein Wort zu sagen, und im übrigen sei er ihm von Herzen dankbar für seine nachbarliche Freundschaft und Treue.

Damit konnte er aber nichts daran ändern, daß der Donner gekränkt war, als sei er dadurch in das Licht geraten, einen anderen ungebührlich verleumdend zu

wollen. Er wandte sich ab und ging ins Wirtshaus und setzte sich mit seinem Viertel Wein auf seinen Stammplatz am Fenster. Noch hatte er jedoch nicht den ersten Schluck getan, da gewahrte er, daß Justus den Knollmeyer beiseite genommen hatte und mit ihm hinter das Haus verschwand. Aha, dachte der Zauberer, da hatten seine Worte doch ihre Wirkung nicht verfehlt. Das bereitete ihm eine Genugtuung, denn er wußte es nur zu genau, daß es sich so verhielt, wie er gesagt hatte, zugleich aber stieg Justus in seiner Achtung. Was für ein anständiger Kerl war das doch, daß er so tat, als könne er eine solche Niedertracht nicht glauben. Es geschah gewiß aus keinem anderen Grund, als um einen Skandal in der Familie zu verhüten und nicht gegen den eigenen Schwager vorgehen zu müssen. Und als Donner dies eingesehen hatte, war er nicht im mindesten mehr beleidigt und gekränkt, sondern freute sich, daß Knollmeyer jetzt so war, daß man ihn nur Glück wünschen konnte. Ganz im geheimen trank er den ersten Schluck auf ihr Wohl, denn wenn es jemand gab, dem er alles Gute und Frohe auf der Welt vergönnte, so war es diese Frau, zu der er eine stille Liebe in seinem alten Herzen trug.

Justus hatte Knollmeyer gebeten, mit ihm in den Garten hinter dem Haus zu gehen, da er mit ihm einiges zu sprechen habe. Um diese Zeit konnte man hoffen, dort allein zu sein, die Tische unter den Kastanienbäumen standen leer, nur das Hühnervolk scharrte im Gras, der Hahn saß königlich auf einer der Bänke in der Sonne; und der Regeljunge, der hinten die Bahn für das nachmittägliche Spiel in Ordnung brachte, daß unter seinem Besen die Staubwolken aufflogen, konnte nicht hören, was hier vorn gesprochen wurde.

Wenn aber Donner gemeint hatte, es werde nun um die Schmalzäcker gehen, so hatte er sich geirrt. Es handelte sich nicht um Grund und Boden, wenigstens nicht mit ausdrücklichen Worten, sondern um etwas anderes.

„Ich habe dich gebeten,“ begann Justus, „mit mir zu kommen, weil ich dich fragen will, wann du mir endlich die Abrechnung über die Zeit geben willst, in der du unser Vermögen verwaltet hast.“

Knollmeyer schien von der Hitze plötzlich überwältigt zu werden. Er zog sein rotes Taschentuch und wuschte die Stirn, dann ließ er sich schnaufend auf eine der Bänke nieder. Beinahe wäre er auf den Hahn zu sitzen gekommen, wenn dieser nicht im letzten Augenblick herabgesprungen wäre. Aufgeregt gackernd über die menschliche Frechheit stob er eilig davon, der Knollmeyer aber sagte mit einem schiefen Lächeln: „Die Abrechnung, ja so, die Abrechnung, was ist denn da viel abzurechnen? Das Sparkassenbuch hast du ja zurückbekommen.“

„Du wirst mir zugeben,“ sagte Justus ruhig, „daß ich es damit nicht eilig gehabt habe. Ich habe dich nicht gedrängt, aber es verlangt doch alles seine Ordnung. Und ich brauche jetzt Geld, sehr viel Geld. Die Scheune muß ein neues Dach bekommen, und dann will ich doch den Brunnen graben lassen und einen Windmotor aufstellen, das wird auch nicht wenig kosten.“

„Ich begreife nicht, was du viel von Abrechnung redest,“ wandte Knollmeyer ein, „was da ist, ist da, und das andere ist eher verbraucht worden.“ Er schnaufte

ganz erbärmlich, als sei er gerade am Ziel eines Dauerlaufes angekommen, und wischte immer wieder über die nasse Stirn.

„Du wirst dir doch alles aufgeschrieben haben, was du Kina gegeben hast und überhaupt für uns ausgelegt hast? Es ist ja nur darum, weil man sich und anderen immer Rechenschaft geben können muß —“

Der Regelbub war mit seiner Arbeit fertig geworden, und da jetzt eben das Mittagsgeläut begann, lehnte er den Besen in die Ecke und ging heim, im Vorbeigehen zog er vor den beiden Männern den Hut.

„Ich bitte dich,“ unterbrach Knollmeyer den Schwager, „hier in der Sonne ist es nicht auszuhalten. Komm hinüber in den Schatten! Wir müssen doch nicht gebraten werden.“

Die Kastanienbäume des Wirtshausgartens waren junge, schlankte Gerten mit dürrtrocknen Kronen, die der Mittagshitze wirklich nicht viel wehren konnten, und drüben in der Regelbahn lag reichlicher fester, schwarzer Schatten. Die Männer gingen hinüber, und Knollmeyer setzte sich mit einem Stöhnen der Erleichterung an den Tisch neben dem Kasten, in dem schon die schwarzen Kugeln griffbereit ruhten.

„Rechenschaft?“ nahm Knollmeyer das Gespräch wieder auf. „Ich weiß nicht, was du hast. Es ist gerade so, als wolltest du mir saoen, daß du kein Vertrauen zu mir hast.“

„Es ist gar nicht nötig,“ erwiderte Justus, „daß du es krumm nimmst und dich darüber aufregst. Du kannst es mir nicht verdenken, wenn ich die Abrechnung von dir verlange, ich hab' dir gesagt, daß ich Geld brauche. In der Sparkasse ist zu wenig . . .“

„Willst du vielleicht sagen, daß zu wenig darin ist?“ fragte Knollmeyer giftig. Ach, vom ersten Augenblick des Wiedersehens an hatte er ja diesen Justus nicht ausstehen können, trotzdem ihm der Schwager früher keineswegs so widerwärtig gewesen war. Aber niemals hatte er geahnt, daß sein Haß so groß war, wie es ihm in diesem Augenblick zum Bewußtsein kam. Justus hatte ja eine Art mit ihm zu sprechen, als ob er sein Richter sei und sich Knollmeyer vor ihm zu verantworten habe.

„Es ist jedenfalls nicht genug da,“ sagte Justus, und es war Knollmeyer, als habe noch nie ein Mensch mit ihm so hochfahrend zu sprechen gewagt. „Nicht so viel wie ich brauche, und du darfst es mir nicht übelnehmen, wenn ich wissen will, wie es sich damit verhält, und dann müssen ja auch noch die Wertpapiere da sein, die mir aus der Erbschaft noch meinem Vater zugefallen sind . . .“

Es war vielleicht die Hitze, der es zuzuschreiben war, daß auch jetzt noch im Schatten ein roter Vorhang vor Knollmeyers Augen wallte. Es mußte etwas geschehen, eine Krastanstregung zur Ablenkung, um Schlimmeres zu verhüten. Knollmeyer nahm eine der Regelkugeln aus dem Kasten, stand auf und warf sie so gewaltig hinaus, daß sie polternd über das Laufbrett rollte und am Ende der Bahn schmetternd in die Brügel fuhr. Ach, was er darum gegeben hätte, wenn Justus dort gestanden und ihm die Kugel die Schienbeine gebrochen hätte.

Er wandte sich zu dem Schwager um: „Sag's nur gleich heraus,“ sagte er wütend, „daß du glaubst, ich hätte dich bestohlen.“

„Tu' mir den Gefallen,“ versuchte Justus zu beschwichtigen, „und nimm meine Worte nicht anders, als sie gemeint sind. Ich sage dir, daß ich Ordnung haben will und muß. Ich weiß ja nicht einmal, wo das Geld hingekommen ist, das aus dem Verkauf von Haus und Grund und Vieh nach meinem Vater auf meinen Teil gefallen sein muß.“

Knollmeyer hatte eine zweite Kugel aus dem Kasten genommen, die größte und schwerste von allen. Es rief ihn jäh zu Justus herum. „Gestohlen hab' ich's halt! Gestohlen!“ brüllte er, indem er auf ihn zutrat. Der massige Mensch überragte Justus um einen halben Kopf, aber dennoch war es, als sei auch dieser körperlich ein gutes Stück größer als der Fleischhauer.

„Schrei doch nicht so,“ sagte Justus ganz ruhig, „es

braucht's ja niemand zu wissen, was wir miteinander auszumachen haben.“

„Sie sollen es nur wissen,“ wetterte Knollmeyer ungehemmt und ohne den Ton zu dämpfen, „sie sollen es wissen, daß mich der eigene Schwager für einen Dieb hält.“

„Wenn du nicht Vernunft annehmen willst, so kann ich dir nicht helfen. Aber merk' dir, daß ich die Abrechnung binnen drei Tagen haben muß.“

Justus schaute dem Ergrimmtten ruhig in die Augen, aber er wußte schon, daß es ihm nicht gelingen werde, seinen Jähzorn zu bannen und war auf seiner Hut.

„Bin ich also ein Dieb oder nicht?“ schrie Knollmeyer, „du mußt es ja wissen, du weißt, wie man seinem eigenen Vater das Geld aus der Tasche stiehlt.“

Justus Lippen wurden blaß, und in seine Augen kam ein Sprühen und Glikern von stiebenden Funken. Er gab auf Knollmeyers Angriff keine unmittelbare Antwort. „Es hat freilich den Anschein,“ sagte er fast heiser, „als wäre es dir peinlich, daß du mir Rechenschaft geben sollst.“

Da schwang der Fleischhauer die schwere Kugel hoch, und sie wäre ohne Zweifel auf Justus' Kopf nieder gefaust, wenn Knollmeyers Faust nicht von einem Gegenstoß getroffen worden wäre, so wuchtig, daß ihm die Kugel aus der Hand gerissen wurde. Sie sprang ein Stück in die Höhe, sauste dann senkrecht herab und gerade auf Knollmeyers Fehen, daß er mit einem Aufschrei zusammensank und einknickte. Der Schmerz war so heftig, daß sein Zorn im Augenblick erstickt war. Er sank auf die Bank, blies die Lippen auf, wimmerte leise und zog den Fuß hoch.

„Na also,“ sagte Justus so vergnügt, als habe sich zwischen ihnen bloß ein scherzhaftes Zwischenpiel zugegetragen, „das war ja nicht grad nötig. Aber merk' dir's, von heut in drei Tagen will ich die Abrechnung haben.“

Er nahm seinen Hut auf, der ihm bei dem kurzen Kampf vom Kopf gefallen war, wischte mit dem Ärmel den Staub ab und ließ den Schwager in der Regelbahn sitzen.

## XVIII.

Hinkend kam Knollmeyer eine Weile später in die Gaststube. Mittag war vorüber, aber dem Fleischhauer war es noch nicht nach Heimgehen zumut, Aerger und Schmerz wollten erst noch hinuntergespült sein. Er hatte geglaubt, das Wirtshaus leer zu finden und sah zu seinem Erstaunen, daß noch eine zahlreiche Gesellschaft versammelt war.

Der Postmeister, der Kasimirsche Oberförster, der Briefträger Aschenbrenner saßen am Stammtisch, sogar der Lehrer Hopfenblatt war noch da, der sonst immer pünktlich mit dem Mittagläuten aufbrach.

Aber keiner von ihnen führte das Wort, sondern ein Fremder, der an dem Tisch der Knechte in der hinteren Ecke saß. Dort hatte Salzenbrods Rudolf, und seinem gedunsenen Gesicht, in dem wässrige stiere Augen lagen, war anzusehen, daß er schon wieder zu viel getrunken hatte. Der Mann neben ihm war am Erzählen, und die Gäste hörten so gespannt zu, daß Knollmeyers Eintritt unbemerkt blieb.

Dieser Mann sah ganz genau so aus, wie einer, dessen Heimat die Landstraße ist, und der sich nichts daraus macht, den Sommerhimmel zum Dach zu nehmen und winters mit einem Heustadel oder einer Ofenbank zufrieden sein zu müssen. Gewiß hatte die Woche für ihn nicht weniger als sieben Feiertage, das konnte man an seinem Gewand merken, in dem so viel Löcher waren, daß die Gänse hätten das Grab hindurch fressen können; aber an seiner verdrückten Soldatenmütze stak ein frischer vergnügter Blumenstrauß, der mochte wohl vor kurzem in einem Bauerngärtlein durch den Lattenzaun gepflückt worden sein, und der stimmte auch zu dem sonnenbraunen Gesicht, in dem so viel Welt- und Lebensfröhlichkeit daheim war, daß sie auch jetzt bei aller Ernsthaftigkeit, mit der er sprach, nicht verhohlen bleiben konnte.

(Fortsetzung folgt.)

# Orion.

Von Ludwig Wolfermann.

„Siehst du die schöne Frau, die dort auf der unteren Kaffeehausterrasse sitzt?“ fragte ich meinen Freund Julian.

Julian nickte.

„Das ist die Adrienne!“

„Du kennst sie?“ fragte ich erstaunt.

„Ja!“ sagte Julian nachdenklich; er schwieg einige Augenblicke lang und sagte dann: „Ich will dir eine Geschichte erzählen!“

Er hielt ein, zündete sich eine Zigarette an und begann:

„Nach mehrjähriger Abwesenheit kam ich wieder einmal in meine kleine ländliche Heimatstadt. Gegenüber meinen Fenstern lag ein gelbgestrichenes, einfaches, ein wenig mit Barock verzier-tes Haus, dort wohnte jene schöne Frau, als sie noch ein hübsches Mädchen war, bei einer würdigen, alten Tante.

Durch einen merkwürdigen Zufall brachte mich mein Vater auf eine bisher versperrt gewesene Kiste, in der verschiedene Sachen meines Großvaters lagen. Hefte kamen zum Vorschein, vollbeschrieben, einige ganz gute Fernrohre, Atlanten, Sternpläne und allerlei Zeug, das man zur Sternkunde notwendig hat. Mein Großvater war ein Schwärmer, er hatte sich viele Jahre lang mit dem Studium der Sterne befaßt, allerhand Rüstzeug zusammen-gelammelt, er liebte Ruhe und Einsamkeit und mußte einen Hang für alles Besondere haben.

In den bunteningeschlagenen Hefen waren eine Menge Notizen über Astrologie; es gab Sternbilder gezeichnet, viele Korrekturen, und im Grunde genommen, fand ich ganz reizende kleine Episoden und Geschichten, die mein Großvater zu den einzelnen Sternbildern erfunden hatte.

Ein eigenartiger Zauber packte mich, als ich das Stativ mit dem Fernrohr aufstellte und mich erst spielerisch mit der Sache zu befassen begann. Es mag ein geheimnisvoller Zauber dabei sein, der alles umgibt, was für uns fern und unerreichbar ist. Je mehr ich nun die bunten Hefte durchblättere, je mehr ich aus all dem funkelnden lebhaften Gewirr, das den Nachthimmel schmückt, den großen Bär, den Sirius, die Plejaden, den Saturn herauszufinden suchte, um so mehr packte mich diese Art Studium. Den ganzen Tag über grübelte ich, las die kleinen Geschichten, ohne das Vernünftiger zu tun, einfach die Schönheit zu genießen, statt zu ergründen; und ich war doch wirklich nicht ein Fittalleiter irgend eines Observatoriums.

Eines Tages nun war ich mit Adrienne in den nahen Hochwald gegangen, um Beeren zu pflücken. Wir hatten auf die Zeit nicht acht, und so kam es, daß uns der Abend und die helle Nacht überraschte. Am Rande des Waldes sahen wir, da war alles so wunderbar um uns. Die klingende Einsamkeit und Stille der Waldnacht. Das Rauschen der Bäume wurde zu einem Stim-mengeflüster, der bunte Schlag eines Nachtvogels gleich einer ver-späteten Predigt, und manchmal flog ein Flimmern und Glän-zen hinter einem großen Baume auf. Adrienne begann sich ein wenig zu fürchten und lehnte sich an mich. Ich aber, wieder von der Pracht der Sterne gefangen genommen, begann dem Mädchen alle Sternbilder, die ich mit freiem Auge entdecken konnte, zu erklären.

Ich sprach sehr eifrig. Ich redete von der Milchstraße, die für einen Heiligen angelegt wurde, vom Saturn, der wie ein Feuerkreisel alles andere überstrahlen will, ich sprach von der Waage und dem großen Bär.

Und das geliebte Mädchen Adrienne, dessen Anfangsbuch-staben A ich so oft in heimlicher Liebe und Sehnsucht in die Schulbank schnitzte, lag mit dem süßen Kopf an meiner Brust und sah hinauf in das verworrene Schimmern und Leuchten. Da vergaß ich ganz, daß sich hellbraune Locken um meinen Hals schmiegt, daß sich zarte kleine Mädchenhände um meine Schul-tern legten, und vor lauter Eifer und Hingebung überhörte ich das Pochen des erregten kleinen Mädchenherzens.

„Sieh!“ sagte ich begeistert, „sieh, Adrienne, der wunderbare Stern über jenem hohen Baumwipfel, das ist der Orion!“

„Ich sehe nichts!“ sagte Adrienne.

„Dort über jenem Baum, der strahlende Stern, der schönste!“

„Es sind so viele Sterne,“ sagte Adrienne und schlang die Hände heftiger um meine Schultern.

Aber den Orion mußt du doch sehen, Adrienne, er ist der hellste. Mein Großvater schrieb: Er ist der Drieling unter den Sternen, schön wie Apollo und unnahbar. Klug von Art und Wesen und mache alle anderen verliebt. Einst neckte er die hei-lige große Sternordnung, war übermütig und wurde vom alten Geseß der Sterne darob pünktlich bestraft. Weil er nun ein schöner Jüngling ist, mußte er von da an immer eine weite Strede zwischen allen ihn liebenden anderen Sternen gehen; nur ein ganz wunderbares starkes Licht seiner Augen kann sich mit den Mädchen und Jungfrauen verbinden. Aber zusehends, wie alles Schuldige einmal überwunden wird und gutgemacht, wird auch er wieder in der alten Ordnung der Sterne mitwandern. Man sagt, er näherte sich schon sehr beträchtlich diesem holden Ziele!“

Adrienne schwieg und hörte zu.

Nichts führte mich auf den Gedanken, daß ich hier mit einem mir zugeneigten Mädchen allein im Walde war, von den Sternen schwärmend, indessen ihr Mündlein kühn bereit war.

„Die Sterne sind ja so weit!“ sagte Adrienne.

„Alles Schöne ist weit, Adrienne!“

„Vielleicht sind sie in der Nähe gar nicht mehr schön? Es gibt doch Sterndeuter, die große Zauberer sein sollen?“

„Das sind Märchen. Niemand weiß das Schicksal und die Fügungen. Aber sieh doch, wie hoch der Orion jetzt ist!“

„Es gibt auch noch andere Sterne als den Orion!“, und ihre Augen leuchteten frisch und jugendlich.

Weiße Locken fielen wieder über meinen Hals, die Mädchenhände griffen fester zu, aber die Kindlichkeit in mir war zu stark, und es kam, wie es kommen mußte. Die Hände lockerten sich, Adrienne schüttelte die Haare zurecht und sagte: „Es ist spät, wir müssen rasch nach Hause gehen!“

Es vergingen Tage. Adrienne fuhr bald darauf in die große Stadt.

Und plötzlich, als ich an den bunten Hefen und dem Krim-s-trams kein Interesse mehr fand, fiel mir der Spaziergang ein. Ich sah zwei junge leuchtende Mädchenaugen, die Sehnsucht lockte in mir, aber Adrienne sah nicht mehr des Morgens aus dem Bal-kenfenster des gelbgestrichenen Hauses. Mein Beruf holte mich, führte mich in die weite Welt, und bald hatte ich diese Stunde im nächtlichen Wald vergessen.

Julian schwieg. Er sah nachdenklich vor sich hin.

Es wurde langsam Abend über der großen Stadt. Blaue Schatten fielen.

„Wenn ich mich jetzt an die seidnen Locken erinnere,“ be-gann Julian nochmals zu reden, „an das starke, innige Anschmie-gen Adriennes . . . an die feinen Mädchenhände, das schöne junge Gesicht . . . während ich vom Orion erzählte, hielt ich unbedacht den schönsten Stern in meinen Händen! . . .“

„Und Adrienne?“

„Es ist zu spät. Solche Erlebnisse sind wie Träume. Das Schicksal liebt einen nüchternen Klang. Adrienne ist längst ver-heiratet!“

Nach einem Weilschen setzte er hinzu: „Und doch bin ich irgendwie zufrieden. Ueber diese einsame Stunde im Walde mit viel Schwärmerei und einer heimlichen, ganz abseits gestellten Liebe. Und Adrienne kann auch heute mit frohem Bewissen daran denken. In der Liebe ist die Sehnsucht und der Traum gewöhnlich am schönsten!“

Es war spät geworden. Der Abend verlöschte. Ein ein-samer funkelnder Stern flammte über den Parkbäumen auf.

„Was ist das für ein Stern?“ fragte ich Julian.

Aber Julian gab keine Antwort, er mußte die Frage über-hört haben. Vielleicht auch dachte er an die Waldnacht und an jenes liebe und schöne Mädchen Adrienne . . .

## Die alte Geige.

Aus London wird uns geschrieben:

Stand da kürzlich vor einem kleinen Laden in einer engli-schen Provinzstadt ein alter Straßenmusikant und fiedelte recht und schlecht auf seiner alten Geige. Dann öffnete er die Tür zum Laden, um eine kleine Gabe zu erbitten. Der Ladenbesitzer war ein mitleidiger Mann, der den Alten beschenkte und sich auch in ein Gespräch mit ihm einließ. Am Schluß bat ihn der Musikant, er möge so freundlich sein, ihm seine Geige eine Stunde lang aufzulegen, da er jetzt einen Weg machen müsse, auf dem er das Instrument nicht mitnehmen wolle, eine Bitte, die der Ladenbesitzer natürlich gern bewilligte.

Eine Viertelstunde war vergangen, als ein eleganter Herr eintrat, der irgendeine Kleinigkeit kaufte. Als er bezahlt hatte und bereits gehen wollte, fiel sein Blick auf die alte Geige, die sofort sein höchstes Interesse erweckte. Er nahm sie in die Hand, befah sie von vorn und hinten, schüttelte den Kopf, hielt sie wieder gegen das Licht, sah hinein und schließlich nahm er den Bogen und versuchte das Instrument auf seinen Ton, der ihn be-geisterte.

„Mensch, wie kommt denn dieses Prachtinstrument in Ihren Laden?“ fragte er den Besitzer des kleinen Geschäftes. Der er-klärte ihm, wem die Geige gehöre und wie sie in seinen Laden gekommen sei, worauf der alte Herr meinte: „Der Mensch hat natürlich keine Ahnung, was für einen Satz er da besitzt. Seien Sie klug und verhelfen Sie mir zu diesem Instrument, es wird Ihr Schaden nicht sein! Ihnen wird er es auch leichter und ohne Verdacht zu schöpfen, verkaufen! Ich gebe bis zu 30 Pfund, was die Geige weniger kostet, gehört Ihnen! Hier sind 5 Pfund als Anzahlung. Ich komme in einer Stunde wieder und hoffe, daß es Ihnen gelungen ist, inzwischen das Geschäft abzuschließen.“

Als der alte Musikant bald darauf wieder in den Laden kam, fragte ihn der Besitzer vorsichtig, ob er sein Instrument nicht verkaufen möchte. Aber der Alte verneinte energisch. Sie sei sein einziger Broterwerb und so viel, daß er sich eine neue Geige kaufen könne, würde er ja doch nie kriegen. Nun bot ihm der Besitzer 5 Pfund, was den Alten stutzig machte und ihn erst recht darauf beharren ließ, die Geige nicht zu verkaufen. Erst als der Ladenmann 20 Pfund bot, wurde der Alte doch schwankend. Man merkte förmlich, daß er einen sehr schweren Kampf kämpfte, aber 20 Pfund sind viel Geld! Blutenden Herzens entschloß er sich also doch, sich von seiner alten Geige zu trennen, und nachdem

er ihr noch ein paar mal Liebedu über den Rücken und die Seiten geprügelt hatte, legte er sie seufzend auf den Ladentisch, nahm die 20 Pfund und ging, nicht ohne sich bei der Tür noch einmal umzudrehen und einen letzten Abschiedsblick, in dem Tränen schimmerten, auf die alte Gefährtin zu werfen.

Als der alte Herr nach Ablauf von zwei Stunden nicht wiedergekommen war, um seine Geige abzuholen und dem Ladenbesitzer die verausgabten 20 Pfund und das Versprochene darüber zu geben, kam diesem die Sache doch verdächtig vor. Er schickte nach einem Sachverständigen, der sich die alte Geige ansah und lachend erklärte, daß die „Kostbarkeit“ höchstens 5 bis 6 Schilling wert sei.

## „Hier Ludwig Uhland, wer dort?“

### Klassiker mit Telephonanschluß.

Das kann einem natürlich auch nur in Berlin passieren! Verlange ich da neulich am Telephon ganz deutlich „Barbarossa 5382“ und wer meldet sich? „Hier Ludwig Uhland, wer dort?“ Ja blättere im Telephonbuch nach, wirklich, es ist kein schlechter Wit: Ludwig Uhland, der schwäbische Sänger, lebt in Berlin und betreibt in allen Ehren ein Möbeltransportgeschäft. Keine Seelenwanderung und keine Astralerscheinung hat ihn an den Strand der Spree verschlagen. Herr Ludwig Uhland ist wahrhaftig in Berlin geboren, hat auch nie Verse geschmiedet, sondern Zeit seines Lebens auf telephonischen Anruf Umzüge bewerkstelligt. Ja blättere weiter im Telephonomanach und finde, daß sich unser Klassikerhimmel Berlin zum Parnas erstoren hat. Da gibt es Friedrich Schiller, Besitzer der Pagenhofer Klause in der Frankfurter Straße, sein Freund Theodor Körner hat ein Installationsgeschäft in Tempelhof eröffnet. Heinrich Heine ist Kaufmann geworden; das hätte sein Onkel in Hamburg erleben sollen, der sich immer so über die unnütze Dichterei geärgert hatte. Otto Ludwig verkauft Kolonialwaren, Wilhelm Busch fabriziert Strohhüte und Friedrich Rückert ist Maurermeister. Am weitesten haben es von den Dichtern Wilhelm Hauf und Hans Sachs gebracht. Der Schuhmacher und Poet von Nürnberg ist Geheimere Regierungsrat und Mitglied des Reichstags geworden, Hauf hingegen, der köstliche Romantiker, hat ein Bankgeschäft eröffnet und geht täglich zur Börse. Auch die Musiker sind ihrer Muse untreu und beschäftigen sich mit höchst profanen Dingen. Robert Schumann ist Privatdetektiv, Richard Wagner gibt als Beruf Hadeepeter an, Franz Schubert versorgt als Konditor seine Umwelt mit Süßigkeiten. Nur die Allergrößten scheinen sich in Berlin nicht wohl zu fühlen. Weder Goethe noch Beethoven oder Mozart sind telephonisch irgendwie zu erreichen.

## Ein Strand in Glammen.

Ueber eine merkwürdige Erscheinung, deren Schauplatz der Strand von Ritters Point, Maine, war, berichtete Professor Penhallow in der Science Monthly. An einem Augustabend liegen aus dem sandigen Ufer auf einer 60 Meter langen Strecke und auch aus dem Meerwasser bis zu einer Entfernung von zwölf Metern von der Küste überall große Gasblasenauf, die sich an der Luft entzündeten und eine halbe Stunde lang den Strand mit Flammen bedeckten. Das laute knatternde Geräusch, mit dem die Gasblasen zerplatzten, konnte über 100 Meter weit gehört werden. Zugleich entwickelten sich riesige Mengen schwefeliger Säure, deren erstickender Geruch die Bewohner eines nahegelegenen Hotels außerordentlich belästigte. Der Sand wurde so heiß, daß man nicht imstande war, ihn in der Hand zu halten. Berührte man etwas von dem Sande in einem Trinkglas mit Wasser, so entwickelten sich ebenfalls Gasblasen, die in Berührung mit der Luft sofort Feuer fingen. Professor Penhallow erklärte diese sonderbare Erscheinung, die sich kurze Zeit später an derselben Stelle wiederholte, auf die folgende Weise: Der Strand von Ritters Point stellt gleichsam eine unterseeische Tafel im Gestein dar, in die beständig große Mengen von Seegras, Algen und tierischen Ueberresten hineingespült werden. Infolge der Verwesung dieser organischen Reste entwickeln sich brennbare Gase, die aber nicht entweichen können. Ein Erdbebenstoß bahnte den eingeschlossenen Gasen einen Weg an die Oberfläche, worauf sie in Berührung mit der Luft sich entzündeten. Vielleicht kann man auch daran denken, daß sich unter dem Strand von Ritters Point ein in der Entstehung begriffenes Kohlenlager befindet, in dem der noch in vollem Gange begriffene Verkohlungsprozeß beständig große Mengen brennbarer Gase entwickelt. Möglicherweise erklären sich auch durch solche in Berührung mit der Luft entflammenden Verwesungsgase die nicht seltenen Waldbrände, für deren Entstehung, weil man keine andere Ursache finden konnte, gewöhnlich der Blitz verantwortlich gemacht wurde.

## Der Schatz im Rinnstein.

Einer Engländerin kam in einem großen Berliner Hotel ein Smaragdring abhanden, der einen Wert von 160 000 Mark hatte. Tage später meldete sich bei der Hoteldirektion ein Herr, der den verschwundenen Ring zurückbrachte mit dem Bemerkten, er habe ihn im Rinnstein gefunden.

## Ein altes Rezept gegen Grippe.

Die Grippe, die augenblicklich Amerika und Deutschland heimsucht, ist nun auch in England aufgetaucht. Die englischen Verze erluchen das Publikum, unter anderem den Austausch von Küffen nach Möglichkeit für eine bestimmte Dauer einzustellen. Diese Aufforderung ist gar nicht so neu, vielleicht ebenso alt wie die Krankheit, gegen die man schon vor vielen Jahren andere Heilmittel fand. Im Jahre 1176 herrschte mehrere Monate lang eine sehr heftige Grippe in Frankreich, besonders in Paris. Ihre Anfangsercheinungen waren Husten und starker Kopfschmerz, eine Fieber stellte sich ein, dann kamen die verschiedenen Komplikationen hinzu. Viele Menschen wurden von der Krankheit befallen. Der Graf von Tressan, der seine militärische Laufbahn mit dem Rang eines Marshalls beendet hatte, schuf sich einen Ruf durch ein nach seiner Meinung sehr wirksames Mittel gegen diese Grippeerkrankungen.

Das Rezept hatte diesen Wortlaut: Machen sie Frelübungen, spalten sie Holz, vergessen sie, daß sie auch noch den letzten Funken von Geist besitzen, bewegen sie sich wie der Bergsteiger im Juragebirge, lassen sie ihr Blut so ordentlich zirkulieren, trinken sie ein mildes Getränk und bewirken sie einen verstärkten Schweißausbruch. Die Melancholie läßt das Blut stoden. Alles das wird verschwinden und die Funktionen ihres Körpers werden sich neu beleben, wie der Mechanismus eines alten, verstaubten Uhrwerkes.

Wieviel Grippekranke nach Befolgung dieses gutgemeinten Ratschlages des Marshalls Grafen Tressan genesen sind, davon verlautet in der Chronik nichts.

## Aus aller Welt.

Seit wann werden in Deutschland die Stuben geheizt? Lange Zeit wurde auch in Deutschland das Herdfeuer nur benutzt, um die Speisen herzurichten, nicht aber, um die Stuben zu erwärmen. Auch, nachdem es bereits Kachelöfen gab, sahen viele Bürger einen Ofen als Luxus an. Man zog sich im Winter lieber wärmer an, als daß man einen Ofen aufstellen ließ. Aeneas Sylvius, der spätere Papst Pius II., der sich im Jahre 1453 in Wien aufhielt, erschien das Heizen in den Wohnungen der Wiener Bürger als ein solcher Luxus, daß er von dieser Beobachtung berichten zu müssen glaubte. Jedoch war das Heizen der Wohnungen damals auch in Wien noch nicht allgemein üblich, sondern nur in den Wohnungen der Reichen. Bei der ländlichen Bevölkerung dauerte es noch länger, ehe das Heizen der Wohnungen eingeführt wurde; denn noch im sechszehnten Jahrhundert hielten dies viele Landleute für einen überflüssigen Luxus.

Der Wink mit der Teetasse. Lastvoll und einfach pflegt der Chinese einen Gast, der zu lange bleibt, anzudeuten, daß es Zeit zum Aufbruch ist. Da jeder Gast kurz vor dem Gehen seinen Tee austrinken muß, genügt in der Regel schon der höfliche Hinweis, der Gast möge doch seinen Tee austrinken. Wird diese Aufforderung nicht verstanden, so läßt, wie Tiefensee hierüber mitteilt, der Hausherr dem Gast noch eine Tasse Tee bringen. Diese darf er aber, wenn er nicht nahe verwandt oder eine hohe Persönlichkeit ist, nicht trinken, und muß sich also schon deshalb verabschieden. Hilft auch das nichts, so befiehlt der Hausherr dem Diener, nachzusehen, ob der Tee nicht kalt geworden sei. Denn wenn der Tee erkaltet ist, muß auch der sechhafteste Besucher aufbrechen.

Smetanas Nachlaß. Der Nachlaß des jüngst verstorbenen berühmten tschechischen Komponisten J. Smetana wurde für 2,5 Millionen Kronen von der tschechischen Regierung angekauft. Es handelt sich um acht handgeschriebene Opernpartituren, viele Entwürfe und Manuskripte bisher unbekannter Lieder.

## fröhliche Ecke.

Der Zwang. Vater: „Karl, wie ich sehe, hat dein Bruder den kleineren Apfel. Hast du ihn denn auch selbst wählen lassen?“ Karl: „Natürlich. Ich sagte: Entweder den kleinen oder gar keinen, und da hat er den kleinen gewählt.“

„Es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob eine Frau einkaufen geht oder ein Mann.“

„Und ob das ein Unterschied ist! Wenn ein Mann z. B. was kaufen will, dann gibt er ohne weiteres zwei Mark aus für 'ne Sache, die nur eine Mark wert ist, die er aber braucht, während die Frau etwas von zwei Mark Wert, das sie gar nicht gebrauchen kann, für eine Mark erstekt.“

Der achtjährige Walter ist bei dem Großvater auf dem Lande zu Besuch und zeigt sich von seiner unartigsten Seite. Schließlich reißt dem alten Manne die Geduld, und just vor der Haustür nimmt er sich den Jungen vor und gibt ihm eine gehörige Tracht Prügel. Lautlos läßt er die Strafe über sich ergehen.

Eine Weile darnach begegnet er dem Nachbarn. „Sag mal, Walter,“ fragt der, „schreist du denn nie, wenn du verhaun wirst?“

„Oh, bei Großvater hat's doch gar keinen Zweck — der ist ja taub!“